

Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 46 (1981)
Heft: 1

Artikel: Laudatio für Dr. h.c. Eduard Strübin, gehalten anlässlich der Ueberreichung des Kulturpreises des Kantons Baselland am 5. Dezember 1980 im Schloss Ebenrain, Sissach
Autor: Martin, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-860090>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



BASELBIETER HEIMATBLÄTTER

Organ der Gesellschaft für Baselbieter Heimatforschung

Nr. 1

46. Jahrgang

März 1981

Inhalt: Ernst Martin, Laudatio für Dr. h. c. Eduard Strübin — Theodor Heinimann-Heinimann / Fritz LaRoche, Erinnerungen eines alten Försters — Susanna Gelpke-Straumann, S verlore Parady — Paul Gysin, Eine Marktfrauen-Ruhebank in der Hard — Paul Suter, Kurzmeldungen über Funde, archäologische Grabungen und Konservierungen sowie Unterschutzstellung von Bauobjekten und von Naturdenkmälern (1979) — Helene Bossert, Überbouts Land — Heimatkundliche Literatur

Laudatio

Für Dr. h. c. Eduard Strübin, gehalten anlässlich der Ueberreichung des Kulturpreises des Kantons Baselland am 5. Dezember 1980 im Schloss Ebenrain, Sissach, von *Ernst Martin*

Lieber Freund, liebe Frau Strübin,
Sehr verehrte Damen und Herren,

Wir sind zusammengekommen, um einem unserer Mitbürger für sein herausragendes kulturelles Schaffen in unserem Kanton zu danken und ihn durch die Uebergabe des Kulturpreises zu ehren. Das ist die höchste Auszeichnung, die unser Regierungsrat stellvertretend für das ganze Baselbieter Volk zu sprechen kann. Heute fällt diese Ehre dem Lehrer und Volkskundeforscher Dr. h. c. Eduard Strübin-Laubscher aus Gelterkinden zu.

Bevor wir versuchen, uns sein Werk nahezubringen und es zu würdigen, fragen wir nach dem Menschen, der heute im Mittelpunkt unserer Feier steht. Wer ist Eduard Strübin?

Aus altem Liestaler Bürger- und Handwerkereschlecht stammend, wurde Eduard Strübin einige Monate vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges in Liestal geboren. Seine Mutter, von kleinhandwerklich-bäuerlicher Herkunft, wurde dem erst Viereinhalbjährigen während der Grippezeit durch den Tod entrissen. Im engen Kreis einer kleinen familiären Produktionsge-

meinschaft — sein Vater betrieb eine sich heute noch im Familienbesitz befindliche, renommierte Bäckerei — lernte der heute Geehrte sehr früh «Hand-anlegen». Schon als Viertklässler bediente er zeitweise allein im Laden die Kunden, vertrieb Brot und andere Backwaren im Städtchen und half dem Vater in der Backstube.

Es ist schon eine uralte aristotelische Einsicht, dass der Mensch neben dem, was er aus seinem Individuellen dazu gibt, auch wesentlich durch die spezifische Kultur jener Gemeinschaft, in der er aufwächst, getragen und geformt wird. Und die neuesten wissenschaftlichen Forschungen und unsere eigene Erfahrung bestätigen uns, dass die Eltern und ihr Milieu dem kindlichen Gemüt zum ersten Mal die formenden Gesetze vermitteln.

Die ständige unmittelbare Beziehung des Verträgerbuben und des Ladenhilfen mit den Menschen und das ebenso direkte Handanlegen in Geschäft und Backstube, übten eine prägende Wirkung auf Eduard Strübin aus. Wir werden im Verlaufe dieser Darlegungen erfahren, wie für ihn das Verbundensein von Menschen in kleinen Kreisen und die Lebensunmittelbarkeit mit Natur und Sachwelt zu einem wesentlichen Fundament menschlicher Existenz wird. Eduard Strübin weiss, dass wir sowohl in der Ich-Einsamkeit wie auch im Kollektiv unser eigentliches Dasein verfehlen. Und weil die Sprache das wichtigste Mittel des Sich-begegnens, des gegenseitigen Sich-öffnens und Verstehens ist, beschäftigt er sich in seinen Forschungen vor allem mit unserer Mundart als unserer Mutter- und Alltagssprache.

Doch nun zurück zur Lebensbeschreibung.

Am Ende der neunjährigen Schulzeit in Liestal werden die Eltern besonders durch Pfarrer Urner auf die überdurchschnittliche Begabung ihres Sohnes aufmerksam gemacht. So erfolgt, nach einer speziellen Vorbereitung in Latein und Griechisch durch den vielen unter uns noch wohlbekannten Bezirkslehrer Dr. Otto Rebmann, der Uebertritt in das Humanistische Gymnasium in Basel. Hier begegnet der junge Gymnasiast berühmten Lehrern wie Wilhelm Bruckner, Karl Meuli und Felix Staehelin. Nach der Matur erwachte der Wunsch, Germanistik und dazu Altphilologie zu studieren. Weil aber damals an der Universität Basel das Hauptgewicht auf die Altphilologie gelegt wurde, wechselte Eduard Strübin nach sechs Semestern an die Universität Zürich. Nun konnten sich seine germanistischen Interessen und Begabungen unter der Leitung der Professoren Ermatinger und Hotzenköcherle voll entfalten. Im Herbst 1937 schloss er seine Studien in Deutsch, Französisch und Latein mit dem Mittellehrerexamen ab. Während eines «Wanderjahres» vermochte sich der junge Mittellehrer mit verschiedenen Vikariaten in der Stadt und in unserem Kanton und mit dem Erteilen von Privatstunden «über Wasser zu halten». Dann der erste Lichtblick im Frühjahr 1938, eine Anstellung am Institut Briner in Flims-Waldhaus. In diesen Flimserjahren entstanden die ersten volkskundlichen Arbeiten (1940/41)¹. Unterdessen war der Zweite Weltkrieg ausgebrochen. Als junger Mann im



Ebenrain Sissach, den 5. Dezember 1980. Von links nach rechts: Dres. E. Martin, Ed. Strübin, P. Suter, Regierungsrat P. Jenni. Photo Hans Buser-Karlen.

Auszugsalter leistete auch der Flimser Lehrer hunderte von Aktivdiensttagen. Aber selbst im Wehrkleid betrieb er, so gut es eben möglich war, volkswissenschaftliche Studien über das Soldatenleben in seiner Kompanie. In all den, immer wieder von Dienstleistungen unterbrochenen Junglehrerjahren trug Strübin den Wunsch in sich, in seiner Heimat, im Baselbiet, eine Lehrstelle zu versehen. Dort wollte er sein Leben aufbauen.

Aber von 1938—1942 war im Kanton Baselland keine einzige Mittellehrerstelle frei! Doch dann schlug die glückliche Stunde. Trotz der Bedenken und der Widerstände einzelner Gruppen in der Gemeinde, eine männliche Lehrkraft an eine Mädchen-Sekundarschule zu wählen (!), erhielt Eduard Strübin im Frühjahr 1942 die Lehrstelle in Gelterkinden. Er ist geblieben. So wurden Gelterkinden und das obere Baselbiet nicht nur zum Wirkungsbereich des Lehrers und Erziehers, sondern zugleich auch zum Forschungsfeld des Volkskundlers. Bis zu seiner Pensionierung (1978) hat Eduard Strübin 36 Jahre lang als vorbildlicher Lehrer und Erzieher in Gelterkinden gewirkt. Es ist mit einer Lehrerin aus dem Berner Seeland verheiratet und Vater dreier Töchter. Durch den Schwiegervater und dann den Schwiegersohn sind dem volkswissenschaftlich Interessierten wertvolle neue direkte Einsichten in die Welt der Industrie und der Technik ermöglicht worden.

Das heute besonders zu würdigende Schaffen des, wie Karl Meuli einst schrieb «originellen Forschers mit selbständiger Problemstellung und mit

ausgesprochener wissenschaftlicher Begabung»,² hat schon längst ausserhalb unserer Kantonsgrenzen und im Ausland Beachtung gefunden, ja sogar «Aufsehen erregt».³ Durch die Hilfe der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde und der Schweizerischen Geisteswissenschaftlichen Gesellschaft war es einige Male möglich, ihn wenigstens kurze Zeit für volkskundliche Studien von seiner stets mit grosser Hingabe geleisteten Schularbeit zu befreien. Auch unsere Regierung hat ihn in dieser Arbeit unterstützt. 1962 verlieh ihm die Philosophisch-Historische Fakultät der Universität Basel die Würde eines Doktors ehrenhalber.

Wie umfassend seine Wirksamkeit heute noch ist, sollen einige Hinweise belegen: Er ist Mitglied der Wissenschaftlichen Kommission der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde und Mit-Herausgeber folgender Schriftenreihen: Der «Quellen und Forschungen zur Geschichte und Landeskunde des Kantons Baselland», der «Baselbieter Heimatkunden» (bisher 16 Bände) und von Karl Meulis gesammelten Schriften (Basel 1975, 2 Bände). Wir dürfen diese Kurzbiographie nicht abschliessen, ohne auf die sehr fruchtbare Zusammenarbeit mit dem heute auch unter uns weilenden ersten Träger des Baselbieter Kulturpreises, Dr. Paul Suter aus Reigoldswil, hinzuweisen. Der Gemeinschaftsarbeit dieser beiden heute bedeutendsten Erforscher und Darsteller unseres Volkes und unserer Baselbieter Heimat verdanken wir so einzigartige Publikationen wie die «Baselbieter Sagen» (1976) und die eben auf die heutige Feier erschienenen «Müschterli us em Baselbiet» (Anekdoten und Schwänke). «Worte sind der Seele Bild», sagt J. W. Goethe. Wo zeigt sich die Volksseele unmittelbar als in Sagen, Anekdoten und Schwänken?

Nach diesem knappen biographischen Einblick wollen wir uns der eigentlichen Arbeit des Volkskundeforschers und Darsteller unseres «Baselbieter Volkslebens» zuwenden.

Dabei drängen sich uns vier Fragen auf, die wir der Reihe nach zu beantworten versuchen:

1. Die Frage nach dem genauern Inhalt, nach der Thematik der Veröffentlichungen: *worüber* schreibt Eduard Strübin?
2. Die Frage nach der Art und Weise seiner Forschung und seiner Darstellung des Volkslebens (Methodenfrage): *Wie* forscht und schreibt er?
3. Die Frage nach dem Zweck, dem Hauptanliegen seines wissenschaftlichen Arbeitens: *Wozu* erforscht er uns, unsere Gegenwart und unsere Vergangenheit? Was will er mit seinen volkskundlichen Veröffentlichungen?
4. Die Frage nach dem Grunde dieses Bemühens um die Kunde des Baselbieter Volkes: *Warum* forscht und schreibt Eduard Strübin seit Jahrzehnten mit unermüdlichem Einsatz?

Zur ersten Frage:

Worüber schreibt er?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir zuerst auf zwei grundsätzliche Unterschiede hinweisen zwischen der traditionellen, in unser Jahrhundert hineinreichenden volkskundlichen Forschungsthematik und derjenigen Eduard Strübins.

Bis vor wenigen Jahrzehnten pflegte sich die Volkskundeforschung — wie übrigens auch die Geschichtsforschung — vorwiegend mit der *Vergangenheit* zu beschäftigen. Die Volkskunde beschrieb Sitte, Brauch und Glauben vergangener Generationen. Im jeweilig gegenwärtigen Volksleben beachteten die Forscher «nur die Ueberreste der alten Sitten» . . . «und rekonstruierten ausgehend von diesen die altherkömmlichen Zustände.»⁵ Es ist die Forschungsauffassung Jacob Burckhardts, der in seinen «Weltgeschichtlichen Betrachtungen» schreibt: »Alles, was im entferntesten zu dieser Kunde (der Vergangenheit) dienen kann, muss mit aller Anstrengung und Aufwand gesammelt werden, bis wir zur Rekonstruktion ganzer vergangener Geisteshorizonte gelangen.«⁶ Volkskunde war vorwiegend eine historisierende Wissenschaft. Ein wesentlicher Grund, warum man sich weder in der Geschichts- noch in der Volkskundeforschung primär mit der Gegenwart beschäftigte, war, weil nach der Ansicht bedeutender Historiker der letzten Jahrhundertwende die Gegenwart gar nicht Gegenstand der «Geschichte» werden konnte, da «man noch nicht wisse und nicht wissen könne, welche ihrer Bestandteile sich in der Zukunft als wirksam erweisen.»⁷ Obwohl sich Strübin der Bedeutung der Vergangenheit für die Gegenwart und Zukunft ständig bewusst ist und er sie auch immer zum Verständnis von Sinnzusammenhängen herbeizieht oder sie zum Thema einzelner Arbeiten macht, finden wir bei ihm doch eine ganz andere Geschichtsauffassung als die eben dargestellte. Er beschäftigt sich als einer der ersten Volkskundeforscher vor allem mit der Gegenwart. Für ihn ist die Gegenwart nicht ungeschichtlich. Ihn interessieren die heutigen gesellschaftlichen Zustände, die heutigen Gefühls-, Denk- und Verhaltensweisen. Er fragt nach unserem *Alltag*: Wie denken, handeln, sprechen, wie wohnen, arbeiten, feiern die Leute um mich herum jetzt, in unserer Zeit?

Die unzulängliche Beurteilung des Historischen als des nur «Wirksamen» führt uns zu einem zweiten Unterschied von Strübins Forschungsthematik zum traditionellen Geschichts- und Kulturverständnis.

Bis tief in unser Jahrhundert hinein interessierte sich vor allem die Geschichtsforschung fast ausschliesslich eben für das sog. «Wirksame», d. h. für die Oberschicht, für die überdurchschnittlichen, ausseralltäglichen Ereignisse und Personen, als den «Repräsentanten des Menschengeschlechts» (Emerson).⁸ Wir kennen diese Tatsache alle von unserem ehemaligen Geschichtsunterricht in der Schule her. Eine Minderheit der Bevölkerung wurde als die kulturtragende, kulturschöpferische und Geschichte machende

Schicht betrachtet. Kultur wurde mit hoher Geistigkeit gleichgesetzt. Eduard Strübin vertritt ein umfassenderes Kulturverständnis. Kultur ist für ihn nicht auf auserwählte, sogenannt geschichtlich wirksame Personen, Gruppen oder Bevölkerungsschichten beschränkt. Kultur ist nicht bloss Individual- oder Hochkultur. Wenn wir ihn richtig verstehen, interpretiert er Kultur im Sinne des Soziologen Richard F. Behrendt als «die *Gesamtheit* der Bestrebungen von Menschen, ihre Lebensziele innerhalb einer bestimmten natürlichen und gesellschaftlichen Umgebung zu verwirklichen und diese Milieufaktoren ihren Zielen entsprechend zu gestalten.»⁹

Eduard Strübin interessiert sich für die *Volkskultur*. Das Volk ist für ihn das Reservoir der Kultur. Er fragt: Wie leben die gewöhnlichen Leute meines Wohnortes, meines Gerichtsbezirks, meines Heimatkantons im Alltag? Für ihn gehört der Alltag auch und wesentlich zur Kultur. Wir wissen viel zu wenig über den Alltag. Deshalb fragt Strübin: Wie reden und handeln die Schüler meiner Klasse? Wie und worüber reden meine Kameraden in meiner Kompanie? Was singen die Leute zu Hause, bei Fest und Feier? Was haben meine Mitmenschen für ein Verhältnis zur Tradition und zur Vergangenheit? Warum tragen die Konfirmandinnen am Konfirmationstag keine Häubchen mehr? Was bedeutet die Redensart «am Doope suuge»? Warum, seit wann und wie feiern die Leute den Muttertag? Woher rührt der Spendebrauch des «Liestaler Auffahrtsweggens»? Warum verwandelt sich unsere Mundart allmählich in einen Slang (saloppe Umgangssprache)?

Diese Themen, die Eduard Strübin unter vielen anderen in seinen verschiedenen Veröffentlichungen über unsere Gegenwart aufgreift und behandelt, führen uns ins Zentrum unserer Fragestellung: *Worüber* schreibt er?

Konfirmandenhäubchen, Schülersprache, Soldatenlieder und Soldatensprache, Auffahrts-Weggen, Muttertag, — lauter Nichtigkeiten, Alltägliche, belangloses kleines Zeug in einer Welt der Superlative? Scheinbar, nur scheinbar belangloses Zeug! So, wie ein nichtiger, auf dem Wasser schwimmender Korkzapfen jede, auch die geringste Bewegung anzeigt, so zeigt das für die bisherige Geschichte und Volkskunde vermeintlich geschichtlich Unwirksame, Namenlose, Alltägliche das wahre Wesen des Volkes an.¹⁰ Wie seine grossen Vorbilder Johann Heinrich Pestalozzi, Johann Peter Hebel und Jeremias Gotthelf versteht Eduard Strübin dem Volk den Puls zu fühlen und daraus Schlüsse auf seinen Zustand zu ziehen. Er kennt die Punkte am Volkskörper, wo der Pulsschlag am deutlichsten spürbar ist. Und diese Punkte sind nun gerade nicht die überdurchschnittlichen, ausserordentlichen Personen, Ereignisse und Leistungen einer Hochkultur, sondern das Kleine, Unscheinbare, Gewöhnliche und Alltägliche. Wie Adalbert Stifter, mit dem Eduard Strübin geistige Bande verbinden, weiss er, «die grossen Taten der Menschen sind nicht die, welche lärmten, obgleich zuweilen die Wunder des Augenblicks, z. B. plötzlich Aufopferung, Hingebung und dergleichen, gross sein können»; . . . «Das Grosse geschieht so schlicht wie das Rieseln des Wassers, das Fliessen der Luft, das Wachsen des Getreides — darum ist ir-

gendeine Heldentat unendlich leichter und auch öfter da, als ein ganzes Leben voll Selbstbezwungung, unscheinbaren Reichtum und freudigen Sterben». ¹¹ Das Alltägliche ist für Stifter nicht das Geringe, das zu Verachtende, sondern der wahre Schwerpunkt des Daseins. Die Wahrheit steckt im scheinbar Geringen, das Kleine wird wichtig und gross wie Gotthelfs Käthi die Grossmutter oder Kellers Gritli Störteler.

So ist es auch bei Eduard Strübin. Es sind die unzähligen, immer wiederkehrenden, gewöhnlichen und alltäglichen Handlungen, Redewendungen und Gedanken, in denen sich auch für ihn unser eigenes Wesen widerspiegelt und darstellt.

Ja, *unser* Wesen, nicht mein individuelles Wesen. Wie bei Gotthelf das Emmenthal «zur Welt, das Volksgesicht zum Antlitz des Menschen» wird oder wie im Bauernleben das Bild des Universums durchschimmert und in Gotthelfs Bauern allgemeine Wesenszüge des Menschen erscheinen, ¹² so sucht und findet auch Strübin im Besonderen, Unscheinbaren, Einzelnen, Alltäglichen das Allgemeingültige, Wesentliche und Dauernde.

Dazu wenige Beispiele:

In der Einleitung zu seinem Buch «Baselbieter Volksleben (S. 5 f.) heisst es: «Die Arbeit beschlägt ein räumlich kleines Gebiet» . . . » Vermutlich sind aber die Beobachtungen von allgemeinen Interesse; denn die meisten der genannten Gemeinden stehen in einer Entwicklung, die für weite Gebiete der Schweiz bezeichnend ist.»

«Das Abgehen der Konfirmandinnenhäubchen auf der Landschaft Basel» (1974) hat seine Ursache in neuen theologischen Grundanschauungen und im damit verbundenen allgemeinen Wandel des religiösen Denkens.

Besonders schön und mit ausserordentlichem Feingefühl zeigt Strübin in einer seiner bedeutungsvollsten Publikationen «Zur deutschschweizerischen Umgangssprache» (1976), wie unbeachtete Besonderheiten unserer Mundart feinste und sicherste Indikatoren eines allgemeinen «umstürzenden Wandels» (103) sind. Zum Beispiel ist der zunehmende Ausgleich und das Verschwinden der Lokalmundarten (Lieschtler-, Gälterchinderdütsch) die direkte Folge einer modernen Völkerwanderung und Völkervermischung (99 f.). Der Untergang von Fachwörtern und Redensarten, die landwirtschaftlichen oder handwerklichen Bereichen zugehörten, zeigt an, wie grundlegend unsere Sachkultur durch Technik und Wirtschaft verändert wird. Die Entstehung neuer Umgangssprachen, wie der «Renommier-, Ventil-, Spiel- und Plauschsprache», der sogenannte Slang, ist eine zeittypische Reaktion auf die Versachlichung unseres Lebens und Ausdruck einer allgemeinen «modernen seelischen Labilität und Empfindlichkeit, die zu übertriebenen Reaktionen treibt» (126).

Die Hinwendung der Mittelschichten unserer Bevölkerung zur Vulgärsprache, die allmählich «Verpöbelung der Gesellschaft» (132), sind für unsern

heute Geehrten Symptone «einer allgemeinen Kulturerscheinung von allergrösster Tragweite» (126).

Das ist der Inhalt, worüber Eduard Strübin schreibt.

Und nun zur zweiten Frage (Methodenfrage):

Wie forscht und schreibt er?

Eines der wichtigsten Kennzeichen der modernen Wissenschaft ist «die Akzentverschiebung vom vorwiegend hinnehmenden Erfahren auf das eingreifende Tun.»¹³ Konkret ausgedrückt heisst das: Mehr Aktivität als Kontemplation: mehr Experiment, mehr Angriff und sich bemächtigendes Eingreifen als zunächst nur vernehmendes Aufnehmen der Erscheinungsmannigfaltigkeit. Strübin wurde durch diese grosse, auch unsere Schule stark beeinflussende Wende angeregt, aber nicht überwältigt. Er lässt sich zunächst vom Begegnenden leiten und bestimmt nicht voreilig und umgekehrt, was von diesem zum Gegenstand seiner Betrachtung werden kann und darf. In dieser Haltung enthüllt sich uns etwas von seiner Persönlichkeit. Nämlich die Art und Weise seines Wahrnehmens, Denkens und Wollens. Strübin ist — ohne jede Uebertreibung gesagt — ein hervorragender Hörer und Beobachter. Er gibt sich dem ihn umgebenden Volksleben ganz hin, vernimmt es in aufmerksamer Betrachtung, sammelt und registriert genau und enthält sich jedes voreiligen Interpretierens.

Vernunft kommt, wie uns schon Herder gelehrt hat, von Vernehmen. Und richtiges, eigentliches Vernehmen ist dem Erscheinenden im höchsten Masse angemessen. Wir nennen ein solches Verhalten «Objektivität».¹⁴

Man darf ohne Scheu von Strübin dasselbe sagen, was er an Gotthelf bewundert: »Ihm ist die seltene Gabe verliehen, dem Volke . . . in die Augen zu gucken, so recht aufs Leder hinein«, . . . er besitzt «die so seltene Fähigkeit des Zuhörens», ist «erlebnishungrig bis zum äussersten», nimmt mit allen Sinnen die Eindrücke auf, reisst «dazu gierig Nachrichten über alle möglichen fremden Schicksale an sich», und zieht, «wo nötig, eingehende Erkundigungen ein».¹⁵ Diese Sachkompetenz und Treue verleiht seinen Darlegungen den Grad von wirklichen Urteilen und hebt sie weit über die blosse Subjektivität von Meinungen hinaus.

Und nun zum zweiten Teil der Frage:

Wie forscht und schreibt er?

Wir wollen, bevor wir antworten, wieder auf Strübin selbst hören: «Man wird leicht ungerecht, wenn man eine Zeit mit ihren Menschlichkeiten (und Unmenschlichkeiten) von der eigenen aus beurteilt. Ueber den Schatten darf man das viele Gute . . . nicht gering achten».¹⁶

«Es ist auch gut, wenn man sich die weltlichen und geistlichen Regenten nicht als Popanze, sondern als fühlende Menschen vorstellt . . .».¹⁷

«Schliesslich hat der Historiker besonderen Anlass zu bekennen, dass unser Wissen Stückwerk ist», . . . «Das meiste, was damals geschah und seither geschehen ist, wurde nicht aufgezeichnet . . . ».¹⁸

In den «Grundfragen des Volkslebens bei Jeremias Gotthelf» ist sich Eduard Strübin über die auch ihm als Forscher drohende «Gefahr der Verfälschung» und namentlich der «Gefahr der Verharmlosung» und der «Einseitigkeit» voll bewusst (S. 4.). In einer Schrift «Ueber Heimatkunde und schweizerische Heimatkunden im 19. Jahrhundert» macht er aufmerksam auf die Versuchung, «sich . . . an einzelnen Sachen zu verlieren» oder umgekehrt «an den Sachen vorbei zu theoretisieren.»¹⁹

Gefahren muss man auch als Wissenschaftler erkennen, um ihnen möglichst entrinnen zu können. Das eben erwähnte intensive Streben nach Objektivität in Strübins Forschung wird vollends sichtbar in der *Subtilität* seiner Aussage, die differenziert unterscheidet zwischen Wissen, Glauben und Meinen. Sie wird augenfällig im erfolgreichen Bemühen, jede Sentimentalisierung und Idealisierung weder der Gegenwart noch der Vergangenheit zu vermeiden: sie wird offenbar in seinem unbedingten Wahrheitssinn.

Eduard Strübin schreibt nicht als Prophet, oder Bussprediger. Er ist kein Eiferer und nie aufdringlich. Er wehrt sich gegen blinde Traditionsgläubigkeit wie gegen blinden Fortschrittsglauben. Das Heil der Menschen liegt nicht im Sinne Rousseaus in der Rückkehr in die «glücklichere Vergangenheit» noch liegt es in der Super- und Maxiwelt der Gegenwart. Strübin sucht Wahrheit und widersetzt sich daher denen, welche die Vergangenheit verketzern, indem sie z. B. verallgemeinernd die Vertreter der Oberschicht im 17. — 19. Jht. nur als Blutsauger, Unterdrücker und Volksbetrüger, und das Dasein der untern Schichten nur als elend, menschenunwürdig und lieblos darstellen. Er sucht Wahrheit und widerspricht denen, die in der Gegenwart nur einen unvermeidlichen Höllensturz zu erblicken vermögen und persönliche Aengste und Enttäuschungen ins Volk in unsere Zeit hineinprojizieren. An vielen höchst anschaulichen Beispielen sucht er den Sinn und die Notwendigkeit eines Sprach- und Lebensformwandels zu erklären. Wo Tradition entleert, sinnlos wird, weil ihr der geistige Hintergrund fehlt, da soll sie fallen, um nicht unecht zu werden. Andererseits ist sein *ceterum censeo*, ähnlich demjenigen von Richard Weiss unüberhörbar: «Die Demokratie ohne Tradition führt zur Bürokratie oder zum Totalitarismus. Die Tradition bildet eine Lebenssicherung, ohne die es kein Zusammenleben gibt. Die Traditionen müssen sich mit dem Wachstum der Gesellschaft ändern, doch die Tradition muss bleiben.»²⁰ Eduard Strübin vermag durch die Wolkendecke des gegenwärtigen disharmonischen Kurturwandels das Blau des Himmels, das viele Gute und Positive zu sehen. «Die Hebung der Sachkultur» hat uns «nicht nur einen höheren Lebensstandard, sondern wichtige soziologische und geistige Umwälzungen gebracht. Der zivilisatorische Fort-

schritt ist zweifellos gewaltig und hat das Leben schöner, reicher und angenehmer gemacht». Er fühlt sich jedoch verpflichtet hinzuzufügen: «Aber er ist teuer erkaufte. Er hat das Volk zur Ueberschätzung materieller Erzungenschaften verführt und der Vergangenheit entfremdet. Aller Massstäbe beraubt, steht es in Gefahr, eine zwischen Begierde und Genuss hin- und hertaumelnde Masse zu werden, die durch noch so weitgehende «soziale Massnahmen» nie befriedigt werden kann. An die Stelle einer im wesentlich statischen, von innen heraus weiterbauenden Volkskultur drängt sich mehr und mehr eine von aussen angetriebene, dem materiellen Fortschritt verhaftete kommerzialisierte und international ausgeglichene Massenzivilisation.»²¹

Diese Gedanken führen uns zur dritten Frage nach dem Zweck, dem Hauptanliegen dieses wissenschaftlichen Strebens.

Wozu erforscht Eduard Strübin das «Baselbieter Volksleben»? Was will er mit seinen Veröffentlichungen?

Sein Hauptanliegen ist — wir haben es eben gehört — der Mensch, sind wir alle. Aehnlich wie Heinrich Pestalozzi interessiert auch Strübin die grosse anthropologische Frage: «Der Mensch in seinem Wesen, was ist er?»²² Wie Pestalozzi möchte auch Strübin erfahren, «was der Mensch ist, was er bedarf, was ihn erhebt, und was ihn erniedrigt, was ihn stärkt, und ihn entkräftet»²³

Die Antwort wird uns mutig, sachlich und ungeschminkt, aber doch behutsam und nie verletzend gegeben. Wer sie hören will, lese z. B. im schon öfters zitierten Buch über das «Baselbieter Volksleben» das Kapitel «Sachkultur und Lebensgestaltung» (88 ff.) oder «Geistige Strömungen der Gegenwart» (229 ff.).

Wie für Pestalozzi und Gotthelf, so ist auch für Strübin unser eigentliches Merkmal der *Widerspruch*. Wir sind alle zwiespältige, zweideutige Wesen mit Doppelgesichtern, unsere Kultur ist das Abbild davon. Wir stehen unser Leben lang im Widerspruch zwischen Positivem und Negativem. Es gibt deshalb kein menschliches Tun und kein menschliches Werk, das nicht die Möglichkeit der Entartung oder der Verbesserung in sich schliesse.

Daher ist Strübin kein kulturpessimistischer Zeitkritiker, der z. B. für den Fortschritt nur Verachtung zeigt. Aber er hält den Finger auf die Grenzen, die nicht überschritten werden dürfen. Es gibt für die Menschenwerdung des Menschen unabdingbare Voraussetzungen, die trotz der «ungeheuren Herausforderung der Zeit» nicht zerstört werden dürfen.²⁴ Das sind u. a. die Gemeinschaften. Es sind Bereiche, die relativ stabile, überschaubare, enge persönliche Beziehungen ermöglichen: z. B. Familie, Freundschaft,

Nachbarschaft und besonders die Gemeinde mit ihrem lokalen Eigenleben. Auch für Strübin liegt, wie einst für Alexis de Tocqueville, die Kraft der freien Völker in der Gemeinde.²⁵

Damit sind wir am Schlusse unserer Laudatio und berühren mit

der letzten Frage nach dem Grunde dieses ausdauernden und zielbewussten wissenschaftlichen Bemühens

gleichsam die Intimsphäre Strübins, seine Innerlichkeit. Sie ist nicht leicht zugänglich und offenbart sich auch in den Schriften nur andeutungsweise und behutsam. Die grosse seelische Tiefe, aus der die schöpferische Kraft des heute Geehrten entspringt, wird von zwei Quellen gespeist, von der *Religiosität* und von der *Liebe zur Heimat*. Sie sind der eigentlich tiefste Grund, warum Eduard Strübin schreibt, sie sind der Mittelpunkt der durch die zahlreichen Veröffentlichungen gebildeten Kreisperipherie.

Für Strübin ist der Zustand des gegenwärtigen Volkslebens in unserem Kanton und Land letztlich die Folge einer religiösen und ethischen Krise. Auch hierin ist er wesensverwandt mit Pestalozzi, Hebel und Gotthelf. Hören wir aus der Darstellung «die Reformation im Baselbiet» eine der wenigsten Stellen, an der seine alles Menschliche übersteigende Bindung und Verantwortung ihren Ausdruck finden: «Das meiste was damals geschah und seither geschehen ist, wurde nicht aufgezeichnet: Die treue Hingabe so vieler Pfarrer (und auch Priester); Kindesliebe, welche die Eltern ehrt, nicht nur, weil das fünfte Gebot es fordert; die Fürsorge der Hausväter, die sich als Sachwalter Gottes sahen; das stille Heldentum der Mütter, das Beten der Grossmütter, die gläubige Ergebenheit der Alten und Kranken — all das was an Glauben *gelebt* worden ist. Das ist auch eine Wirklichkeit. Sie ist nicht aufgeschrieben in den Geschichtsbüchern, aber im Buch des Lebens.»²⁶

Und die zweite Quelle:

In der Laudatio der Universität Basel zur Verleihung des Doktors der Philosophie ehrenhalber wird gleich zu Beginn der andere Grund, die andere, alles durchströmende Antriebsquelle mit den treffenden Worten bezeugt: «*Patriae sancto amore instinctus*», auf deutsch: Getrieben von der heiligen Liebe zum Vaterland»

Wer Eduard Strübin persönlich kennt oder wer seine Schriften liest, wird bestätigen, wie unaufdringlich und still auch diese Haltung überall spürbar ist. Und wir können nur beifügen und bekennen, was Th. Fontane in seinem Gedicht «Archibald Douglas» dem König Jakob in den Mund legt:

«Der ist in tiefster Seele treu,
wer die Heimat liebt wie Du.»

- 1 «Am Doope suuge» aus der Geschichte einer Redensart und «Volkslied und Schlager», in Baselbieter Heimatblätter, Bd. 1, 1940, 334 f. und Bd. 2, 1941, 39 ff.
- 2 Brief Prof. Dr. Karl Meuli vom 3. 5. 1958 an den Präsidenten der Forschungs-Kommission der Schweizerischen Geisteswissenschaftlichen Gesellschaft (Prof. Hahnloser)
- 3 Meuli Karl: ebenda
- 4 Goethe Joh. Wolfg.: «Inschriften, Dank- und Sendeblätter»; Werke in 10 Bänden, Artemis Verlag Zürich (Lizenzausgabe Ex Libris), 1961, Bd. 1, 109
- 5 Meuli Karl: ebenda
- 6 Burckhardt Jk: «Weltgeschichtliche Betrachtungen», hrsg. von Werner Kaegi, Hallwag Bern, 1941, 50
- 7 Weber Max: «Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre» 3. Aufl. 1968, 260; J.C.B. Moor, Tübingen (Auseinandersetzung mit dem Historiker Eduard Meyer, 1855—1930; 1906)
- 8 Emerson Ralf Waldo, 1803—1882; nordamerikanischer Philosoph und Essayist «Repräsentanten der Menschheit» (1850, deutsch 1897)
- 9 Behrendt Rich. F. «Der Mensch im Licht der Soziologie», 1962, 3. Aufl., S. 21, Urban Bücher Nr. 60, Kohlhammer Verlag Stuttgart
- 10 Ein Vergleich von Prof. Dr. Rich. Weiss; mitgeteilt von Ed. Strübin
- 11 Stifter Adalbert: Leben und Werk in Briefen und Dokumenten; Insel Verlag Frankfurt/M. 1962, 179: «Albumblatt für das Album des Fräuleins Emilie von Schlechta»
- 12 Strübin Eduard: Grundfragen des Volkslebens bei Jeremias Gotthelf, 1959, 7; Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde
- 13 Kunz Hans: «Ueber den Sinn und die Grenzen des psychologischen Erkennens», Klett Stuttgart, 1957, 39
- 14 Kunz Hans: ebenda, 27
- 15 Strübin Eduard: Grundfragen, S. 5 f.
- 16 Strübin Eduard: «Die Reformation im Baselbiet» in Baselbieter Heimatblätter, Bd. 9, 1979, 391
- 17 Strübin Eduard: ebenda, 391
- 18 Strübin Eduard: ebenda, 391
- 19 Strübin Eduard: in «Beiträge zur schweizerischen Volkskunde im 19. Jahrhundert». Festgabe der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde zu ihrem 75-jährigen Bestehen, Verlag G. Krebs Basel, 1971, 61
- 20 Schweizerische Lehrerzeitung 31. 5. 1957, 635; Bericht über einen Vortrag von Prof. Dr. Rich. Weiss vor der Glarner Kantonalversammlung
- 21 Strübin Eduard: Baselbieter Volksleben, 131 f.
- 22 Pestalozzi Heinrich: Sämtliche Werke, Bd. 1, 265
- 23 Pestalozzi Heinrich: ebenda, 265
- 24 Strübin Eduard: «Schlaf-Ort oder Gemeinde?» in Schweizerischer Volkskunde, 1975, 27
- 25 Strübin Eduard: ebenda, 31
- 26 Strübin Eduard: Die Reformation im Baselbiet, a.a.O., 392